

Einladung zur 39. WR-Bildungswerkstatt:

Was ist heute links?

1. Teil:

Wann: **Freitag, 22.9 2023, 19.15 – 21.30 Uhr**

Wo: SP Sekretariat, Rossmarktplatz 1, 4500 Solothurn

Wer: Mitglieder und Interessierte der WRB

2. Teil:

Wann: **Samstag, 30.9 2023, 11.15 – 15.00 Uhr**

Wo: Restaurant Mittlerer Balmberg, vom Bahnhof SO per Postauto

Wer: Mitglieder und Interessierte der WRB

Thema der 39. WR-Bildungswerkstätte

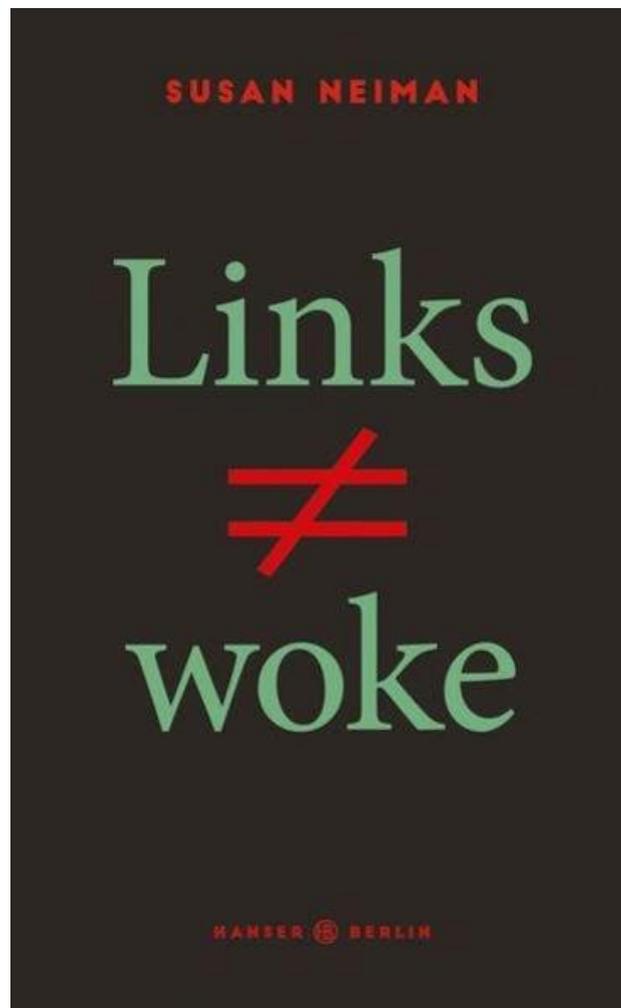
"Was ist heute links?"

Liebe Genossinnen und Genossen,

Unsere nächste WRBW beantwortet die Frage "Was ist heute links?"
Und zwar anhand des schönen Büchleins von Susan Neiman "Woke
ist nicht links". Goeggs hat sich dies ganz fest gewünscht und als Basis-
demokraten erfüllen wir natürlich solche Wünsche.

Zur Einstimmung findet Ihr beiliegend zwei Texte.

Andi Gross



Buch: Susan Neiman, *Links ist nicht woke*. übersetzt aus dem Englischen von Christiana Goldmann

Susan Neiman, 1955 in Atlanta, Georgia, geboren, war Professorin für Philosophie an den Universitäten Yale und Tel Aviv, bevor sie im Jahr 2000 die Leitung des Einstein Forums in Potsdam übernahm. Bei Hanser Berlin erschienen von ihr zuletzt *Warum erwachsen werden?* (2015), *Von den Deutschen lernen* (2020) und *Links ist nicht woke* (2023). Sie lebt in Berlin.

20230817 Die Zeit – Susan Neiman – Ist das links oder woke

Susan Neiman

Ist das links oder woke?

Wer sich über das Elend der Unterdrückten empört, denkt noch lange nicht aufgeklärt. Ein Gespräch mit der Philosophin Susan Neiman, die sich als Linke versteht und mit ihrem neuen Buch das kritische Denken schärfen will

Interview: Elisabeth von Thadden



Die Philosophin Susan Neiman, 1955 im amerikanischen Atlanta geboren, leitet das Einstein-Forum in Potsdam und lebt in Berlin. © Marlena Waldthausen/Agentur Focus

DIE ZEIT: Sie nennen sich selbst in Ihrem neuen Buch eine Linke und sagen als Philosophin "ich". Ist so ein Bekenntnis sinnvoll, wenn Sie doch generell herausfinden wollen, was die Begriffe "links" und "woke" eigentlich heißen?

Susan Neiman: Ich wollte vor allem für mich selbst klären, was heutzutage links ist. Denn viele meiner über die Welt verstreuten Freunde, die sich immer als links verstanden haben, sagten in der letzten Zeit, sie seien es nicht mehr, weil links jetzt mit woke gleichgesetzt wird. Bis auf kleine Minderheiten bezeichnen sich wenige noch als Linke, wie es ein Albert Einstein selbstverständlich getan hat und wie ich es tue. Dafür hat sich im öffentlichen Diskurs der Ausdruck woke breitgemacht, auch wenn kaum jemand sich selbst so bezeichnet.

ZEIT: ... das Wort bezeichnet eigentlich die wachsame Sorge um ausgegrenzte Menschen.

Neiman: Inzwischen kennt man es eher als ein Schimpfwort. Vielleicht steckte im Wort woke von Anfang an ein Keim, es zu missbrauchen, weil es unscharf war. Auch deshalb wird es seit Langem von Rechten strategisch eingesetzt. Woke wird der Kampfbegriff sein, mit dem die Republikaner im nächsten US-Wahlkampf gegen die Demokraten losziehen werden. Es besteht also Klärungsbedarf. Und ich möchte zu dieser Klärung als eine Linke beitragen, die ihre Ursprünge in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung hat. Wenn ich in der ersten Person schreibe, dann natürlich vorsichtig. Aber ich habe auch mein Vorbild Jean Améry vor Augen, der in fast allen seinen Büchern als Philosoph die Ichform klug in seine Argumentation eingebettet hat, also keineswegs narzisstisch. Auch Hannah Arendt, Wittgenstein, Sartre, Beauvoir oder Rousseau haben in ihren Texten "ich" gesagt.

ZEIT: Wer ist das also: Ihr Ich?

Neiman: Ich verstehe mich als Verteidigerin der Aufklärung, seitdem ich als Studentin gemerkt habe, dass die Texte eines Rousseau oder Diderot oder Kant aus dem 18. Jahrhundert oft aktueller sind als die Gegenwartsphilosophie und dazu viel lesbarer – sie sind nicht Fachtexte, sondern sprechen jeden denkenden Menschen an. Aber ich verstehe mich zugleich als eine jüdische Universalistin, als Frau, als Linke, als Philosophin.

ZEIT: Statt nur eines Ichs sind da viele Ichs, gleichzeitig?

Neiman: Wir alle haben mehrere variierende Identitäten. Mal ist bei mir die Identität der Kant-Expertin vorrangig, mal die der Frau, der Mutter, mal die der Jüdin oder der Universalistin. Was mich an der heutigen Identitätspolitik der Woken so ärgert, ist die Festlegung auf nur zwei Identitäten, die uns vermeintlich bestimmen, das sind *race* und *gender*: also diejenigen Eigenschaften, die am meisten determiniert sind, weil wir sie mehr oder weniger umstritten qua Geburt haben. In diesem Denken der Woken sind wir nicht, was wir uns ausgesucht haben oder wozu wir uns gemacht haben. Das halte ich für eine Verarmung.

ZEIT: Was genau ist woke?

Neiman: Der Ausdruck ist erstmals 1938 in dem Lied *Scottsboro Boys* des großen Bluesmusikers Leadbelly belegt. Es ist neun schwarzen Teenagern gewidmet, deren Hinrichtung wegen Vergewaltigungen, die sie nie begangen hatten, erst durch jahrelange internationale Proteste verhindert werden konnte. Woke hieß in diesem Sinne, wach zu bleiben für Ungerechtigkeit. Heute lässt sich sagen: Die Woken sind empört über das Elend der Unterdrückten, und diese Empörung teilen sie mit den Linken. Aber bei den Woken führt sie in einen Wald aus Traumata und übersieht, dass Menschen mehr sind als das, was die Welt uns angetan hat. Sie übersieht auch, dass Geschichte aus mehr besteht als aus Verbrechen. Die Woken haben sich dem Stammesdenken zugewandt, also einer Sortierung von Menschen nach Gruppenmerkmalen, doch Menschen handeln oft aus Gründen, die nichts mit Stammeszugehörigkeit zu tun haben.

ZEIT: Mit diesem Ausdruck rücken Sie die Woken, die sich selbst ja meistens dezidiert als Linke verstehen, weit nach rechts.

Neiman: Ich wähle den Ausdruck bewusst, um deutlich zu machen, dass es da eine Ähnlichkeit mit den Konservativen gibt, wenn nicht sogar mit den Reaktionären. Wie viele Konservative glauben die Woken, dass wir nur tiefe, echte Verbindungen mit denjenigen haben, die unserem Stamm angehören. Und wie die Reaktionären richten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Macht und nicht auf Gerechtigkeit.

Das gemeinsame Ziel der Gerechtigkeit

ZEIT: Wo genau verlaufen da die Unterschiede zur demokratischen Linken?

Neiman: Die Linken verstehen sich seit ihren Anfängen in der Aufklärung als universalistisch und nicht als tribalistisch, das haben sie mit den Liberalen gemeinsam. Ihre Werte sollen für jeden Menschen gelten, da kommt der Begriff der Menschenrechte her. Außerdem gibt es für die Linken wie auch für die Liberalen das gemeinsame Ziel der Gerechtigkeit, sie sehen einen Unterschied zwischen Macht und Recht, auch wenn es schwerfällt, den Unterschied zu machen. Und drittens glauben Linke wie Liberale immerhin an die Möglichkeit von Fortschritten, wenn sie auch nicht so naiv sind, an deren gesetzmäßige Gewissheit zu glauben. Linke unterscheiden sich von Liberalen dadurch, dass sie die sozialen Rechte nicht für Privilegien halten, sondern für Menschenrechte, wie es in der UN-Erklärung von 1948 festgehalten ist. Ich verstehe mich deshalb als Linke, auch wenn es mir sehr wichtig ist, breite Allianzen gegen den omnipräsenten Rechtsruck zu bilden.

ZEIT: Aber warum befassen Sie sich mit den Woken? Die Konservativen sind nicht minder wichtig, wenn es darum geht, den autoritären Rechtsruck aufzuhalten.

Neiman: Das sind sie, gewiss. Und auch Konservative haben die Gerechtigkeit für notwendig gehalten. Aber sie wollen oft die Traditionen als naturgegeben verteidigen, ohne der Vernunft das Recht einzuräumen, diese Traditionen infrage zu stellen: Ist es wirklich natürlich, dass Frauen Bürger zweiter Klasse sind oder dass Kastengesellschaften an Hierarchien festhalten? Der Gerechtigkeit ist es nicht dienlich, an Traditionen unkritisch festzuhalten. Aber es ist relativ einfach, Konservative zu kritisieren. Hier wollte ich Selbstkritik üben, da die Woken eher zum politischen Lager gerechnet werden, in dem ich stehe.

ZEIT: Die Konservativen haben mit der Menschheit oft zumindest gefremdelt. Die extreme Rechte sowieso: Wer Menschheit sage, wolle betrügen, hat der Nazi-Staatsrechtler Carl Schmitt behauptet. Was antworten darauf Linke? Was haben denn alle Menschen gemeinsam? Sie selbst sagen doch in Ihrem Buch: Das Leben einer Jüdin in Brooklyn hat mit dem einer Jüdin in Berlin wenig gemeinsam.

Neiman: Kulturell gibt es sehr viele Unterschiede, aber politisch müssen wir auf Gemeinsamkeiten achten. Es ist und bleibt schwierig, die Abstraktion hin zur Menschheit zu vollziehen. Ich möchte Carl Schmitts Diktum entgegenhalten: Wer von Menschheit spricht, erhebt normative Ansprüche. Nichts anderes bedeutet es, zu sagen, die Würde des Menschen sei unantastbar. Faktisch wird die Würde unvorstellbar verletzt. Aber normativ soll es so nicht sein.

ZEIT: Sicher, aber was haben denn nun alle Menschen gemeinsam?

Neiman: Ich bin mit dem alten Aufklärer Jean-Jacques Rousseau der Auffassung, dass alle Versuche, das Ur-Menschliche zu bestimmen, politisch gefärbt sind. Aber wie Rousseau meine auch ich: Es sind vor allem zwei Eigenschaften, die alle Menschen gemeinsam haben. Sie fühlen ein Mitleid, das jeder Vernunft vorausgeht, wenn jemand in ihrer Nähe Schmerzen leidet, und sei diese Empathie noch so flüchtig. Wenn ein Baby weint, dreht sich jeder nach ihm um. Die zweite ist: Wir spüren eine Sehnsucht nach Freiheit und wehren Beschränkungen unserer Freiheit ab. Wichtig ist mir, dass man auf diesen beiden Eigenschaften einen Universalismus aufbauen kann, der nicht auf den religiösen Gedanken der Erbsünde zurückgeht.

ZEIT: Daraus entsteht noch lange keine Politik. Der Schmerz sei kein guter Lehrmeister, sagt der Philosoph Olúfemi Táíwo, ob er nun aus Unterdrückung geboren ist oder nicht.

Neiman: Der Schmerz ist kein guter Lehrmeister, aber er verbindet uns Menschen. Die eigentliche Frage lautet, ob man aus dem Schmerz eine Identität als Gruppe schmieden sollte. Ich meine Nein. Táíwo fügt ja sogar hinzu, die traumatische Erfahrung der Verwundbarkeit verleihe kein besonderes Recht, für eine Gruppe zu sprechen. Die Geschichte wird traditionell von den Siegern geschrieben, es war deshalb ein notwendiges Korrektiv, dass seit der Mitte des 20. Jahrhunderts die Fokussierung auf die Helden durch eine Aufmerksamkeit für die Opfer ersetzt wurde. Aber wir können in der Sorge für die Opfer eine Tugend sehen, ohne deshalb gleich das Opfersein für eine Tugend zu halten.

"Ich bin Philosophin, nicht Prophetin"

ZEIT: Sie plädieren also für Distanz zu reinen Opfergeschichten. Aber Sie unterstützen die amerikanische Black-Lives-Matter-Bewegung. Wie passt Distanz zur Empathie?

Neiman: Die Distanz schärft bei aller Empathie den politischen Blick: Das Töten unbewaffneter Menschen ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Und es ist eine empirische Wahrheit, dass schwarze Amerikaner öfter Polizeigewalt erfahren als andere. Politisch folgt daraus auch die Forderung, die Polizeiausbildung angemessen zu finanzieren. In einigen Staaten der USA ist es schwerer, als Friseur zugelassen zu werden, als die Berechtigung zu bekommen, mit tödlichen Waffen den Staat zu vertreten. Erst eine universalistische Perspektive, wie sie die Aufklärung einnimmt, öffnet diesen Blick.

ZEIT: Sie beziehen sich auf die Aufklärung und die Menschenrechte. Aber Sklavenschiffe, die im 18. Jahrhundert ihre Ware nach Amerika fuhren, trugen auch Namen wie *Jean-Jacques* oder *Liberté*, Freiheit. Die woke Kritik an der weißen europäischen Aufklärung hat gute Gründe.

Neiman: Die Ideale der Aufklärung sind nie vollkommen realisiert worden. Die Denker des 18. Jahrhunderts waren Männer ihrer Zeit. Sie waren also sexistisch, und man findet in ihren Werken auch rassistische Bemerkungen. Doch das ändert nichts daran, dass sie bahnbrechend darin waren, den Eurozentrismus zu verwerfen und Europa aus der Perspektive der restlichen Welt zu sehen.

ZEIT: Auch der kolonialisierten Welt?

Neiman: Kant, Voltaire und Diderot waren scharfe Kritiker des Kolonialismus und der Sklaverei. Die Aufklärer waren wie alle linksliberalen Intellektuellen nur teilweise erfolgreich. In Voltaires *Candide* sehen wir, wie die Aufklärung die herrschenden Verhältnisse kritisiert: Er porträtiert da einen versklavten Afrikaner in Suriname, der einen Fluchtversuch unternimmt und deshalb ein Bein abgeschlagen bekommt, der sagt: "Das ist der Preis für eure Sucht nach Zucker in Europa!" Aber das heißt doch nicht, dass diese Kritik überall gehört wurde.

ZEIT: Die Frauenrechte wären diesen vernünftigen Männern nicht eingefallen.

Neiman: Die aufgeklärte Vernunft, die diese Denker den Frauen absprechen, war dennoch das unersetzliche Werkzeug der Frauen, um ihre Rechte zu erkämpfen. Und darin lag ein möglicher Fortschritt.

ZEIT: Worin bestünde heute noch ein möglicher Fortschritt, angesichts der allgemeinen Ernüchterung?

Neiman: Ich bin Philosophin, nicht Prophetin. Es gibt die verbreitete Skepsis, dass vor lauter westlicher Werte-Rhetorik nichts geschieht, was den Namen einer positiven Veränderung verdient. Und dass die Vernunft letztlich wirkungslos bleibt, weil sie nur eine subtile Form von Macht ist. Ist es aber eine Banalität, dass Ehen zwischen Weißen und Schwarzen und unter Homosexuellen nicht mehr verboten sind? Dass Gewalt gegen Kinder inzwischen ein Straftatbestand ist?

ZEIT: Gewalt bleibt aber nun mal allgegenwärtig.

Neiman: Es gehört zur linken Kritik an der Moderne, wie sie Michel Foucault vorgetragen hat, in der Vernunft nur ein Werkzeug der Macht zu sehen. Damit schwindet aber die fundamentale Unterscheidung zwischen der Gewalt und einer Überzeugung dahin.

ZEIT: Wo genau liegt sie?

Neiman: Wer einmal geschlagen worden ist, wird den Unterschied genau kennen. Ich möchte es zuspitzen: Die Unterscheidung zwischen vernünftigen Gründen und Gewalt ist keine andere als die zwischen Demokratie und Faschismus. Vernunft kann die Wirklichkeit verändern, und auch in Zukunft sollte nicht von Autoritäten festgelegt werden, was vernünftig ist. Der liberale Pragmatiker Richard Rorty hat die akademische Linke, die von Foucault geprägt ist, scharf kritisiert, als er sagte, die Linke sei mit der Demaskierung der Gegenwart so sehr beschäftigt, dass sie leider keine Zeit habe, eine bessere Zukunft zu realisieren. Eben dies ist die Gefahr, in der die woke Bewegung steht. Im Grunde wie Carl Schmitt: Der ätzt gegen liberale demokratische Parlamente, die nichts tun, außer endlos alles zu zerreden. Das ist verführerisch. Man vergisst nur leicht: Das läuft im Kern auf eine politische Theorie des Krieges hinaus. Dann bleibt von Politik nichts als der Kampf um die Macht.

Susan Neiman: Links ≠ woke. Aus dem Englischen von Christiana Goldmann. Verlag Hanser Berlin, 175 S., 22,- €

20230826 NZZ am Sonntag – Warum die Woken verwirrt sind

Wokeness habe nur noch mit linken Emotionen zu tun, nichts mehr mit linkem Gedankengut, sagt Susan Neiman. Sie ist eine glühende Sozialistin – und warnt zugleich vor der woken Jugend und ihrem Stammesdenken.

Interview: Peer Teuwsen 26.08.2023



NZZ am Sonntag: Frau Neiman, fühlen Sie sich manchmal einsam?

Susan Neiman: Ja – aber das, sagte einmal Tony Judt, ist das Los von jedem, der Intellektueller wird. Hätte ich nicht einen Kreis von Freunden, die selbst unkonventionell denken, wäre ich in der Tat einsam. Sie sind verschieden, aber alle haben, wie ich, in mehr als einem Land gelebt und gearbeitet. Das bringt Perspektiven.

Sind Sie auch einsam, weil Sie trotz allen Beweisen des Gegenteils immer noch an den Sozialismus glauben?

Das ist nur ein Aspekt eines Lebens, das in viele Schubladen nicht passt. Aber ich weiss gar nicht, von welchen Beweisen Sie sprechen. Der Staatssozialismus des Ostblocks ist gescheitert, aber wofür soll das ein Beweis sein? Es gibt nicht nur eine Form des Kapitalismus, also gibt es mehrere Formen des Sozialismus, auch wenn sie bislang nicht realisiert wurden. Ich bin und bleibe Sozialistin.

Ganz im Sinne von: Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Wenn wir nicht hoffen, dass wir etwas Besseres als das neoliberale System erfinden können, müssen wir an jeder Zukunft zweifeln, schon wegen der Klimakrise. Der Ökonom Thomas Piketty sagt, dass man einen «partizipatorischen Sozialismus» langsam nähren könnte, wenn man nur wollte. Es reiche, die Steuern auf einen Satz zu erhöhen, der unter dem läge, den die Vereinigten Staaten und Grossbritannien in der Ära des grössten Wirtschaftswachstums nach dem Zweiten Weltkrieg erhoben haben.

Was ist denn Ihr Sozialismus?

Dass die Sozialrechte wie das Recht auf soziale Sicherheit, das Recht auf Schutz der Familie, das Recht auf einen angemessenen Lebensstandard, also auf Bildung und Zugang zur Kultur sowie ausreichende Ernährung, Bekleidung und Unterbringung, aus dem Uno-Pakt von 1948 auch wirklich als Menschenrechte durchgesetzt und ausgebaut werden. Schätzen wir eigentlich in Europa noch, was wir etwa mit dem Recht auf Urlaub oder Lohnfortzahlung im Krankheitsfall haben? Die meisten Länder kennen das gar nicht. Im Vergleich zu den USA, China, Russland oder Indien ist Europa aber in der Tat sozialdemokratisch, auch wenn es hier ebenfalls besser werden könnte.

«Es gibt Woke, die kritisieren, dass ich überhaupt das Wort «Stammesdenken» negativ benutze, das diskriminiere indigene Völker. Dabei ist «Stamm» ein biblischer Begriff.»

In Ihrem neuen Buch schreiben Sie, dass viele Linke ihre Grundwerte wie Universalismus, Gerechtigkeit und Fortschrittsglauben verraten haben.

Halt mal. Jemand, der diese Grundwerte verraten hat, ist nicht mehr links.

Sondern nur noch woke, also hochsensibel gegenüber Diskriminierung.

Genau. Die Woken sind verwirrt.

Was ist eigentlich Ihre Definition von Wokeness?

Es ist schwer, «woke» zu definieren, vor allem weil es kein kohärenter Begriff ist. Die Woken sind getrieben von linken Emotionen – dem Wunsch, auf der Seite der Unterdrückten zu stehen, die Verbrechen der Geschichte irgendwie gutzumachen oder sie wenigstens nicht zu vergessen. Das sind Emotionen, die alle linksliberalen Menschen antreiben. Leider sind diese Sympathien von theoretischen Annahmen unterminiert, die inzwischen zum Mainstream gehören. Das heisst aber überhaupt nicht, dass der Begriff ein Phantom ist, denn wir erkennen die Haltungen. In seinem Buch «Woke Racism» hat John McWhorter die Widersprüche aufgezählt. So darf man etwa nicht eurozentrisch sein, aber auch keine kulturelle Aneignung betreiben. Deshalb ist McWhorter an den Universitäten geradezu verpönt, auch wenn er eine Linguistik-Professur an der Columbia-Universität wie auch eine Kolumne in der «New York Times» hat. Und seine Kritiken werden in linksliberalen Kreisen als «konservativ» verachtet, obwohl er sich als liberaler Demokrat versteht.

Was Sie von Schmitt, zeitlebens ein glühender Antisemit, und Foucault, der die Macht geradezu anbetete, zitieren, lässt einem den Atem stocken. Beide meinen, dass echte Verbindungen nur zwischen Menschen gleicher Stämme entstehen – sie reden dem ewigen

tribalistischen Kampf eines «Wir gegen die anderen» das Wort. «Internationale Solidarität» war gestern?

Diese Denker verbreiten ein übles Menschenbild. Schmitt etwa lehnte den Universalismus und jede Vorstellung von Gerechtigkeit ab. Aber es gibt Woke, die kritisieren, dass ich überhaupt das Wort «Stammesdenken» negativ benutze, das diskriminiere indigene Völker. Dabei ist «Stamm» ein biblischer Begriff. Und gerade in der Bibel wird gezeigt, was passiert, wenn man sich nur als Mitglied eines Stammes begreift.

Was passiert dann?

Ach, das geht vom Streit bis zum Mord. «Stamm» ist ein trennender Begriff. Neulich wurde aber ein Zitat von James Baldwin von einem Woken getwittert: «Wann werden wir dieses Stammesdenken los?» Baldwin ist ein Heiliger der Woken. Da kann man schon fragen, warum Baldwin das Wort benutzen darf und ich nicht? Wir meinen doch genau das Gleiche.

«Es ist inzwischen nicht mehr wichtig, was jemand sagt. Es ist nur noch wichtig, wer etwas sagt.»

Was ist heute aus den ursprünglich ehrenhaften Absichten der Wokeness, also der Wachsamkeit gegenüber Ungerechtigkeiten und Diskriminierung, geworden?

Statt über Argumente wird meist über die Sprecherposition gesprochen, in «woke speak»: «positionality». Deswegen kann Baldwin das Wort schreiben, er war eine Person of Color. Benutze ich als Weisse dieses Wort, wird es problematisch. Es ist inzwischen nicht mehr wichtig, was jemand sagt. Es ist nur noch wichtig, wer etwas sagt. Und der Sprecher muss in den Kategorien «race» und «gender» sprechberechtigt sein, zwei Kategorien, auf die wir als Menschen am wenigsten Einfluss haben. Das ist eine extreme Verengung und Verarmung des Diskurses. Dazu kommt eine Opferfixierung, die ursprünglich aus einem Wunsch kam, gerechter mit den Opfern umzugehen, die aber inzwischen verhärtet ist.

«Wir sollten zu einer Haltung zurückkehren, für die Autoritätsansprüche darauf gründen, was man für die Welt getan hat, nicht darauf, was die Welt einem angetan hat», schreiben Sie.

Ich habe ein Plädoyer für die Selbstbestimmung geschrieben. Nicht wie jemand geboren wird, sondern was jemand tut, muss uns gesellschaftliche Anleitung und Vorbild sein.

«Das linke Grossprojekt universeller Gerechtigkeit wurde nicht mehr bearbeitet. Stattdessen hat man sich darauf zurückgezogen, irgendetwas für Frauen, Homosexuelle oder People of Color zu machen.»

Wokeness ist eine Perversion linken Gedankenguts geworden.

Wokeness hat nur noch mit linken Emotionen zu tun, nichts mehr mit linkem Gedankengut. Wer woke ist, ist nur emotional links. Stammesdenken ist reaktionär.

Ist Wokeness letztlich heute ein anderer Begriff für Egoismus und Wohlstandsverwahrlosung? Wir hätten andere Probleme.

Das finde ich viel zu einfach, denn es entspringt wirklich dem Wunsch, unterdrückten Menschen beizustehen. Interessant ist doch, warum es so weit kommen konnte. Das Urproblem

war das Scheitern des Staatssozialismus 1991. Davon hat sich die Linke nie erholt, und sie hat sich auch nie richtig damit beschäftigt. Die meisten von uns waren so schockiert, dass man die Frage nach einem Sozialismus nie mehr wirklich gestellt hat. Stattdessen haben viele Linke vor dem neoliberalen Fukuyamaschen Diktum vom Ende der Geschichte kapituliert und behauptet, sie hätten schon immer gewusst, dass der Sozialismus direkt in den Gulag führt. Das linke Grossprojekt universeller Gerechtigkeit wurde nicht mehr bearbeitet. Stattdessen hat man sich darauf zurückgezogen, irgendetwas für Frauen, Homosexuelle oder People of Color zu machen.

«Es scheint heute cooler, Kulturpessimist zu sein.»

Dann ist Wokeness Ausdruck einer Resignation.

Im Grund genommen ja. Wokeness ist unterdessen absolut international, und das nicht nur bei einer Generation. Die Verleger und viele Menschen, die den Kulturbetrieb bestimmen, wollen dazugehören. Man braucht nur zu schauen, was veröffentlicht wird – und was eben nicht. Es ist ein Riesenthema. Mein Buch wird in vielen Ländern Europas, aber auch in Brasilien, Südkorea und Iran erscheinen.

Kuschen wir vor der Jugend?

Bei vielen herrscht eine Angst, den Anschluss an die Jugend zu verlieren. Viele sagen deshalb nicht mehr, was sie denken. Und es gibt noch einen anderen Grund für die Resignation als das Jahr 1991. Danach kam 2008 – und ich meine nicht die Finanzkrise. Ich meine die Wahl von Barack Obama. Es ist heute sehr trendy, zu sagen, Obama habe gar nichts erreicht. Man hat vergessen, dass seine Wahl einen globalen Moment der Hoffnung darstellte. Es war ein Stück Fortschritt, dass ein schwarzer Intellektueller Präsident der USA werden konnte. Das hatten die meisten nicht für möglich gehalten. Ich kenne viele People of Colour, die erst gefeiert haben, als er vereidigt war – weil sie sicher waren, er werde vorher erschossen. Natürlich kann man an Obamas Amtszeit zu Recht Kritik üben, aber es war wenigstens im Allgemeinen ein Schritt in die richtige Richtung. Die Integrität und die Intelligenz, mit der die ganze Familie Obama diese acht Jahre agiert hat, war so evident, dass wir sie schliesslich für selbstverständlich hielten. Und dann kam was? Trump hat Leuten wie Modi, Bolsonaro oder Netanyahu eine Lizenz zum Protofaschismus gegeben. Das so etwas möglich war, ist ein anderer Grund für die um sich greifende Resignation der Fortschrittlichen. Der wachsende Protofaschismus plus die Klimakrise – da denken viele, man kann sich nur noch auf Pronomen konzentrieren.

Eine Passage Ihres Buches hat mich traurig gemacht. Sie schreiben seitenlang, was die Menschheit erreicht hat: weniger Diskriminierung, viel weniger Folter, eine viel bessere gesellschaftliche Stellung von Frauen wie Homosexuellen und eine Konfrontation mit der eigenen Geschichte. Ist es nicht tragisch, dass Sie dies aufschreiben müssen?

Ist es das? Es ist nur tragisch, weil wir in einem Foucaultschen Zeitalter leben, in dem die Menschen meinen, auf einen Fortschritt folge nicht nur ein Rückschritt, sondern eine noch subtilere Form der Unterdrückung. Das ist die Botschaft von Michel Foucault. Wer aber Fortschritte aufzählt, wird als Naivling abgekanzelt. Es scheint heute cooler, Kulturpessimist zu sein. Aber Sie haben recht: Es ist traurig, dass es peinlich erscheint, Beispiele von Fortschritt zu nennen.

«Natürlich habe ich Hoffnung. Wir sind moralisch verpflichtet zu hoffen. Sonst bleibt nur die Resignation, die uns unfähig macht zu handeln – und dann geht die Welt wirklich unter.»

Warum ist die extremere Rechte geeinter als die Linke?

Das würde ich auch gerne wissen.

Weil die Linke immer eine Tendenz zur Selbstzerfleischung hatte.

Absolut. Deshalb schliesse ich ja mein Buch mit einer Warnung und einer Erinnerung an 1933, wo eine geeinte Linke die Nazis wohl hätte verhindern können. Aber zurück zu Ihrer Frage: Die radikale Rechte eint der Glaube an ein Stammesdenken. Deshalb unterstützt etwa die AfD Netanyahus Stammespolitik. Sein Lieblingssohn Jair hat als Posterboy für die AfD gedient. Israel verbündet sich derzeit mit jedem rechtsradikalen Land, das es finden kann. Fragen Sie aber mal zehn Linke, was Gerechtigkeit ist. Sie werden zehn verschiedene Antworten bekommen. Es ist einfach schwieriger, einen gerechten Universalismus auszuarbeiten, als dem rechten Nationalismus zuzustimmen.

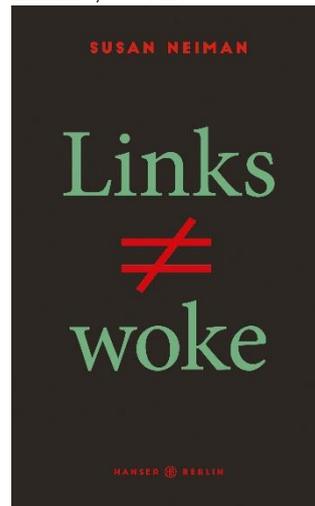
Haben Sie noch Hoffnung auf eine geeinte Linke?

Natürlich habe ich Hoffnung. Wir sind moralisch verpflichtet zu hoffen. Sonst bleibt nur die Resignation, die uns unfähig macht zu handeln – und dann geht die Welt wirklich unter. Ich habe dieses Buch in der Hoffnung geschrieben, dass die Woken und die Linken wieder zusammenkommen. Die Woken sind nicht meine Feinde. Die Woken sind unter anderen meine Kinder. Meine Feinde sind die Profotaschisten.

Susan Neiman



Links ≠ woke



Die 68-jährige Philosophin wuchs in einer jüdischen Familie in Atlanta auf. Mit 14 Jahren verliess sie die Schule und arbeitete in Kommunen. Nachdem sie den Schulabschluss nachgeholt hatte, studierte Neiman Philosophie in Harvard, wo sie Assistentin des Moralphilosophen John Rawls wurde. Sie war Professorin in Yale und in Tel Aviv. Seit 2000 leitet sie das Einstein-Forum in Potsdam, das sich interdisziplinären gesellschaftlichen Fragen widmet. Zu ihren wichtigsten Werken gehören «Das Böse denken: Eine andere Geschichte der Philosophie» und «Von den Deutschen lernen». Ihr neues Buch «Links ist nicht woke» ist bei Hanser erschienen. Neiman hat aus

c/o SP Kanton Solothurn
Rossmarktplatz 1
4500 Solothurn
www.wrb-so.ch



Protest gegen die Wahl Donald Trumps ihre amerikanische Staatsbürgerschaft zurückgegeben. Sie ist Israelin und Deutsche. (PT.)